

Peter Demetz

Böhmen böhmisch

Essays

Vorwort von Karl Schwarzenberg

ISBN-10: 3-552-05373-5

ISBN-13: 978-3-552-05373-1

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05373-1>
sowie im Buchhandel

Eine Prager Buchhandlung – 1943

Inmitten der Prager Wassergasse (die aber nichts mit Wasser, sondern mit Herrn Stadtrat Vodicka, zu deutsch: Wässerchen, zu tun hatte) befand sich in den Kriegsjahren eine deutsche Buchhandlung, etwa an der Stelle, wo heute ein neuer Sandwich-Shop mit dem eleganten Namen Baguetterie zum Besuch einlädt; und man sieht es den Glasscheiben der Auslagen nicht mehr an, wie oft ich sie mit dem Ladendiener Josef putzen mußte. In der Auslage waren Hans Carossa, Bruno Brehm und andere zu sehen; und als ich einmal eine Landkarte Nordafrikas zum Zeitpunkte im Schaufenster entfaltete, als Rommel mit Mann und Roß und Wagen vor den Alliierten flüchtete, befahl mir die Chefin, die aufs politisch Korrekte bedacht war, die Landkarte ja gleich wieder zusammenzupacken, und selbst mein Argument, die Vorübergehenden sollten sich mit der geographischen Szene zukünftiger glorreicher Rommel-Offensiven vertraut machen, half nichts. Leicht hatte sie's ja nicht, die Chefin; ihr Mann war beim Spieß, wie man damals sagte, allerdings weder im Kaukasus noch in Tripolis, sondern bei der Wehrmacht-Leitstelle am Prager Denisbahnhof, etwa fünfzehn Minuten eines gemächlichen Spaziergangs vom Laden entfernt. Am Samstag nachmittag kam er ins Geschäft, in einer Parade-Landseruniform und mit kupferner Nase, ein Wehrmacht-Schwejk ersten Ranges. Wir arbeiteten also unter dem wachsamen Auge der Chefin und aufs Überleben bedacht, denn die sogenannte Belegschaft bestand aus zwei amtlich beglaubigten Halbjuden, einem tschechischen Ladendiener, einer tschechischen Buchhalterin und einer tschechischen Elevelin, die noch nie ein Buch gelesen hatte, auch nicht in ihrer Muttersprache. Wir waren also nicht sehr germanisch artgerecht, hinten im Büro Herr Glass aus Wien, mit stahlblauen Augen und einer jüdischen Mutter, und mit Lineal und Feder täglich Lieferscheine kalligraphisch ausstellend; ich, ditto, aber ohne blaue Augen und in allerdings exponierterer Stellung vorne am Ladentisch dem Dienst am Kunden obliegend. Jedenfalls entwickelte ich einen ideologisch-kulturpolitischen Röntgenblick, denn sobald die Kundschaft die Tür geöffnet hatte, wußte ich auch schon, nach Frisur, Hütchen oder Lodenoutfit urteilend, ob die erste Frage Rudolf G. Binding galt (Feldpostausgabe) oder dem Antiquariat, und das war das ominöse Problem. Wer antiquarische Bücher suchte, wollte

manchmal nicht nur Stifter, sondern womöglich Thomas oder Heinrich Mann oder gar Alfred Döblin, und da mußte man höllisch aufpassen, das richtige Buch an den richtigen Mann oder die Frau zu bringen; oder aber, wenn man der Kundschaft nicht recht traute, so lange Ganghofer oder Ina Seidel heranzuschleppen, bis der unbequeme Frager wieder verschwunden war. Unter den Antiquariatsfreunden waren nicht wenige graumelierte Herren aus dem Altreich, die sich klugerweise ins dramaturgische Büro der Prag-Film am Barrandov abgesetzt hatten. Viele kamen mit einer besonderen Empfehlung meines Freundes Vladimír, der in der großen Orbis-Buchhandlung am Wenzelsplatz arbeitete, und das wieder hieß, daß ich diese hochgebildeten Herren durch einige Fragen über die Frühphasen des Expressionismus zu überprüfen hatte, und wenn sie bestanden, holten wir die interessanteren Sachen aus dem Keller. Eines Tages erzählte ich meinem Vater von einem dieser emsigen Antiquariatsfreunde, und als er hörte, daß er Hugo Zehder hieß und aus Dresden kam, belehrte er mich, daß ich es mit dem Erzvater des sächsischen Expressionismus zu tun hatte, der über jeden Verdacht erhaben war.

Der Samstag nachmittag war besonders anstrengend, denn da strömte alles, was dienstfrei hatte, in die engen Räumlichkeiten. Der Chef mischte sich katzbuckelnd unter die Kunden, und wir hatten alle Hände voll zu tun, um den damaligen Bestseller »André und Ursula«, einen sentimental Liebesroman, sozusagen in Dokumenten, aus dem Depot in die Regale zu plazieren. Da stellte sich auch die Alt-Prager patrizische Kundschaft ein, Frau Primarius Bumba mit ihrer reizvoll rotblonden Tochter (also eigentlich der Enkelin des berühmten Slawisten Professor Spina, der in den letzten Jahren der Republik deutscher christlich-sozialer Minister gewesen war); die RAD-Maiden aus den Kuhställen der Provinz, mit einem rebellischen Hauch von Rouge auf den Lippen, braunäugige Bubikopf-Mädchen in der BDM-Kluft; und die Fahnenjunker vom Truppenübungsplatz Milowitz, die alle Mörike lasen. Unter den Soldaten war ein Luftwaffen-Obergefreiter, der mir besonders auffiel. Er druckste sich durch die Tür (anstatt die Hacken zusammenzuschlagen), murmelte lässig etwas von einem Herrn »Heitler« (seine Version des deutschen Grußes), verschwand gleich hinter den Antiquariatsregalen, die aber nur deshalb vorne aufgebaut waren, um unsere Kellervorräte zu

tarnen, und rümpfte seine Nase über Storm und Keller – ob ich nicht eine alte Komödie namens »Leonce und Lena« auf Lager hätte? Ich wußte schon, worauf das hinauswollte, vertröstete ihn auf den nächsten Samstag und verkaufte ihm dann die gute Georg-Büchner-Insel-Edition aus meines Vaters Bücherschrank zu einem freundlichen Schleuderpreis, denn es ergab sich, daß er ja eigentlich (als ob ich das nicht geahnt hätte), den »Hessischen Landboten« gesucht hatte, »Friede den Hütten, Krieg den Palästen«, und die »Dreigroschenoper«, die wir beide auswendig kannten. Gerd, das war der Obergefreite (der uns auch immer die neuesten BBC-Nachrichten lieferte, die er in der Funkerstube auf dem Flugplatz Ruzyne abhörte), war bald ein guter Freund, hing seinen Zivilanzug, für alle Fälle, in meinen Kleiderschrank (es war dann doch alles komplizierter) und schrieb Komödien, hauptsächlich nach George Bernard Shaw. Er war von einem älteren jüdischen Freund literarisch erzogen worden, der vor dem Abtransport in einer Mansarde über Gerds Heidelberger Wohnung gehaust hatte, und ich erinnere mich sehr gut an den jungen Komödienschreiber, der (im Zivilanzug) an meines Vaters Bücherschrank lehnte und sagte: »Gib mir was zu lesen, ich möcht' was schreiben!« Gerd Wolf, ein Pionier des deutschen Fernsehens, starb Mitte der fünfziger Jahre bei einem Autounfall.

Ich erzähle alle diese melancholisch-pikaresken Buchhandelsabenteuer in einiger Ausführlichkeit, weil die samizdat-»Blätter jüngster Lyrik«, die ich »Sammlung und Aufbruch« nannte (die einzige illegale Prager Anthologie deutscher Gedichte), eben aus den Gesprächen jenes Freundeskreises entstand, der sich an jenen Samstagen zusammenfand. Wir übersiedelten, an manchen Abenden, in unsere Wohnung am Karlsplatz, rezitierten Hausgemachtes und Rilke und dachten mit bedeutender Naivität darüber nach, was denn die Zukunft Böhmens und seiner Völker sein sollte. Das dünne Büchlein, getippt und vervielfältigt (Kopierpapier), umfaßte immerhin 25 Gedichte von sieben Autoren und einer Autorin, und ich schaudere heute, wenn ich daran denke, welchen Gefahren ich die jungen Poeten preisgab (wenngleich der Titel, ein wenig Hans Carossa, den Unverdächtigen, nachahmend, zumindest unauffällig war). Der Tarntitel vermochte aber den Umstand nicht zu verbergen, daß in dieser Sammlung die widersprüchlichsten Autoren

zusammenkamen – ein junger nordböhmischer Poet namens Franz Peter Fühmann (damals Landser in Athen, später berühmt in der DDR), der Prager Hans Werner Kolben, der eben ins KZ Mauthausen eingeliefert worden war; zwei »Mischlinge ersten Grades«, Susanne Brenner und ich; und Erich Machleidt, ein wenig älter als wir alle und gerade nach Gefängnishaft in einer Dolmetscherkompanie untergeschlüpft. Wer Erich Hermann oder Franz Matysek waren, weiß ich heute nicht mehr zu sagen.

Einer meiner frühen Prager Freunde (ehe ich noch in die Buchhandlung kam) war Hans Werner Kolben, ältester Sohn der berühmten Konstrukteur- und Industriellenfamilie, die in einer turmbewehrten Villa in den Weinbergen wohnte. Ich habe ihn als bedächtig, muskulös, melancholisch und ein wenig ungenau im Gedächtnis, »eckige Jugend, an das Haus gebunden«, wie er in einem Gedichte sagte, »wo schwer verstanden wird, oft straff befohlen, den Weg zu Spielgefährten nie gefunden«. Als Autor von Gedichten war Kolben nie ein jugendlich unsicherer Verseschmied; alles, was er schrieb, war sogleich gefestigt und mit jener Achtung vor der klassischen deutschen Sprache, welche die älteren Prager Poeten charakterisierte, nur selten gebrochen und gemildert durch einen Hauch Hofmannsthal. Sein Gedicht »Gespräch im Walde« besteht aus Frage und Antwort, und bleibt doch ohne Antwort –

Frage:

Du alter Mann, ich weiß, Du warst schon hier
Als Deine Haare noch ganz dunkel waren,
Und immer suchst Du, wie vor vielen Jahren
Was denn? Ist dieser Wald noch nicht in Dir?
Das Tal spielt Dir doch stets das Gleiche vor,
Hier einen Strahl, dort einen Nebelreigen,
Ein Vogel ruft ganz schwach von fernsten Zweigen
Und dauernd ragen Säulen schwarz empor.

Antwort:

Das Unsagbare hab ich einst besessen,
Als Kind vielleicht in meiner frühesten Zeit,
Vielleicht noch früher in der Ewigkeit;
Im Wind der Jahre hab ich es vergessen.
Nun such ich wieder tastend zu erfahren,
Was diese Bäume zu einander sagen.

Ich fühl, der Wald muß das Geheimnis tragen.

Vielleicht wird er mir's einmal offenbaren.

Ein anderes Gedicht aus seinen Papieren, »In das Schmelzen einer Abendstunde«, löst alle Bürden in einer schwebenden Gewißheit auf, und nur die letzte Strophe verrät, aus welcher Unzeit das Gedicht stammt –

Dann wissen wir: das Schwere wird verschwinden,

Einst singen alle Geigen in dem Saal,

Die sich an diesem hohen Klang entzünden

Und tausend helle Bogenstriche münden

Zu einem großen jubelnden Choral.

Als ich seine Gedichte in meine Sammlung tippte, war er längst dem Tode nahe, denn ein eifriger Mitschüler aus dem Gymnasium Stefansgasse erkannte ihn in einer Straßenbahn als Juden ohne Stern und denunzierte ihn der Gestapo, die ihn nach Mauthausen transportierte (gestorben im Außenlager Kaufering, 1944). Einige seiner Gedichte erschienen später mit meiner Einleitung im Wiener Plan (wo Otto Basil auch die ersten deutschen Poesien Paul Celans publizierte), und ich wünschte mir, daß ein letzter Wunsch des Schreibenden nicht ganz unerfüllt bliebe –

Und jetzt: – zu ändern kommen, dann und wann,

Da tritt mit mir Verstummen in den Raum,

Bemüht euch nicht, was hilft der dünne Flaum,

Den eine Phrase drüber flechten kann. –

Doch wenn ich einst mit Menschen klingen werde,

Das sei wie Tanz aus alten Gartenschenken

Und Sommerfernen, bebendes Verschränken,

Gedämpftes Lied aus Bergen, Meer und Erde.

Eine ganz andere Bewandnis hat es mit den Gedichten Franz Fühmanns, der sich damals noch Franz Peter Fühmann nannte. Ich entdeckte seine Verse in den »Lyrischen Flugblättern«, die der Ellermann Verlag damals in Hamburg publizierte (buchstäblich lose Blätter in einem Umschlag), und hatte das Gefühl, daß sich der Autor, auch in seinen Gedichten aus Finnland und der Ukraine, eine rare Empfindsamkeit bewahrt hatte; so in einem Gedicht, das er »Kriwoi Rog« nannte: »Es verfärbten sich sogar die Sterne. Alles Schöpferische war Verdacht./Rote Stollen zogen in das ferne/Angesicht der Erde Spur der Schlacht.«

Ich schrieb ihm einen Fan-Brief an die Anschrift des Verlages und war überrascht und zugleich entsetzt, als sich der junge Lyriker als Nihilist enthüllte; man müßte die Akropolis an allen Ecken in die Luft sprengen, um ein neues Europa zu schaffen. Sein Brief war anders als seine Gedichte, zuzeiten in der Sprache Hölderlins und Rilkes, und in meiner lyrischen Verantwortungslosigkeit setzte ich sein »Gedicht« an die Spitze meiner Sammlung, »wir haben nicht Stolz mehr, sind in die Knie/gegangen, haben den Nacken gebeugt vor der Not und sehen nicht wie es zur Höhe/steigt und das Mondlicht im weißen Gefieder/ihm glänzt.« Der berühmte DDR-Schriftsteller Franz Fühmann hat den Zwiespalt seiner frühen Sensibilität selbst artikuliert, den Unterschied zwischen dem, was er dachte, und dem, was er schrieb. »Es war ein seltsamer Vorgang,« bemerkte er später, »ich war in meinem Unterbewußtsein viel weiter als im Bewußtsein, Nazi-Deutschland stand auf der Höhe seiner Siege, aber in meinen Versen ging dauernd die Welt unter, alles verbrannte, alles verkohlte.«

Ernst Machleidt war ein Prager Stammkunde der Buchhandlung, und so geriet er mit einigen Gedichten in die Anthologie. Ich saß unlängst mit ihm, dem Einundneunzigjährigen, im Café Paris in Prag beisammen, und er brachte mir eine wohlbehütete Mappe mit Artikeln und Korrespondenzen mit, darunter auch einen Brief, in dem ihm unser Freundeskreis für seine Verse dankte, die wir in seiner Abwesenheit vorgelesen hatten (die Gestapo hätte leichtes Spiel gehabt, denn die Unterschriften waren säuberlich hingestellt, auch die von Prinz Otakar Lobkowitz und einer Aussiger Schauspielerin, die zwar Irmgard hieß, aber schon mit einem Blick auf »später« und Hollywood als Viola Carroll signierte – immerhin, ich war ziemlich erstaunt, als sie mich dreißig Jahre »später« in New York anrief und mich einlud, in der Abonnementsloge ihres Freundes, eines berühmten Psychoanalytikers, einer Richard-Strauss-Premiere in der Metropolitan Opera beizuwohnen). Ernst Machleidt war ein Leser der Klassiker und der modernen Romantiker, nutzte, auch im Lyrischen, philosophische Abstrakta, aber ohne Stimmungen zu zerstören, so im Gedichte »Einsame Wege« –

Die einsamen Wege

Führen ins eigene Sein.

Man hört aus dem Schweigen der Welt

Das Zwiegespräch
Mit den fragenden Herzen.
Dein Schritt mißt
Die Weite des Raumes
Und Dir zur Seite
Schreitet der Geist
In stillen Gedanken.

Bedauerlich, daß sich Literaturhistoriker und Archivare nicht genug für Ernst Machleidt interessieren, denn er ist einer der wenigen, die Zeit und Unzeit in Prag selbst überlebt haben, nach dem Kriege zwölf Jahre lang als Arbeiter in einer Fabrik und dann als Redakteur der Deutschen Volkszeitung. Er ist ein Prager Zeitzeuge, der uns noch manches zu berichten hat, und ich hoffe, daß er es nicht versäumte, seine Erinnerungen niederzuschreiben.

Susanne Brenners jüdischer Vater war Altphilologe an einem nordböhmischen Gymnasium, in »gemischter« Ehe lebend, und sie liebte es, bei Königsaal frei durch die Wälder zu streifen und auch Lebenspläne für »später« zu entwerfen (sie starb, zwei Jahre nach der Befreiung, in München). In ihrem Gedicht »Die Grenze« standen die folgenden Zeilen –

Daß einmal ein neuer Tag kommt, wissen wir,
Sonnen werden uns nicht mehr scheinen.
Nächte werden nicht mehr um uns weinen
Und uns bedecken ...
Man wird nicht mehr vorübergehen
Wenn eine Welt sich auftut,
Die nicht mehr schreit, noch tötet, nur mehr träumt.
Alles wird sich ansehen
Und wird in Jedem fühlen,
Daß es nicht vergeblich war.
Was will die Seele so viel vom Himmel über sich.
An der Erde hing unser Leben,
Wir müssen es aus dem Himmel nehmen, es ihr wiedergeben.
Sie ist brach.

Ein fünfter Autor, nämlich ich, verbarg sich hinter dem Blut-und-Boden-Namen seiner ladinischen Großmutter aus dem Südtiroler Grödnertal, und man sah es seinen Gedichten gar nicht an, daß er noch vor wenigen Jahren, also in der Münchner Epoche, die

deutsche Sprache als poetisches Instrument verworfen hatte und nur mehr tschechisch schreiben wollte. Aber das war nicht so einfach; ich war kein Paul/Pavel Eisner, der die ganzen Kriegsjahre in einem Zimmer verbrachte, das er im Mai 1945 als perfekter tschechischer Schriftsteller verließ. Meine tschechischen Gedichte waren eine philologische Katastrophe, denn ich schrieb ungefähr wie der Klassizist Puchmajer (spätes achtzehntes Jahrhundert) oder der sentimentalste Vítězslav Hálek, dessen Denkmal auf dem Karlsplatz stand. Das klang so, und ich übersetze lieber gleich ins Deutsche: »O Mond, leucht' mir, Du Schwan der Nacht, silbergeflügelt, Insel der Liebenden, die schlaflos sind!« Kein Wunder, daß die so Angehimmelte lieber mit einem eleganten Oktavaner ins Kino ging, und noch fünfzig Jahre später, als ich sie, die grünäugige Großmutter, in Prag wiedersah, ihren neuen Gatten zum Kaffee mitbrachte (die Folgen schlechter Lyrik). Ich erfuhr in meinen Schreibheften, wie schwierig es war, vom Deutschen in die tschechische Poesie hinzuschwenken (das Prager Deutsch war erkonservativ und immun gegen alle Neuerungen, wie sie in der zeitgenössischen tschechischen Poesie wirkten). Es gelang mir damals nicht, von Rilke Abschied zu nehmen, obgleich ich das gerne getan hätte. Rilke war ein gestrenger lyrischer Herr, dem man nicht leicht untreu wurde – Ganz anders, Wind und Wärme, heftig, ist der Weg nach Haus. Am Fluß die Kräne klirren mit den rostig roten Gereckten Masten über den Piloten Wie Harfen, zornig, in die Nacht hinaus. O dieser Mut, die Seele auf dem Mund zu tragen! Selbst Engel lächeln vor der stilleren Abtei Und Möwen werfen Flug und Silber in den Schrei Wer liebt, der flieht, ohne sein Wort zu wagen. In der Poesie war es möglich, Lebensverhältnisse zu fingieren, die mir als Halbjuden verwehrt waren, insbesondere weil W. W. eine deutsche Medizinstudentin war (das nahmen mir meine tschechischen Freunde übel). Ich schrieb weiter, sogar Sonette, und nach guten Mustern – Er lernt jetzt mühsam und voll Glück zu dienen Und zu verströmen, was er lang gespart: Gefühl und Wort und seine seltne Art Zu lächeln aus den starren Mienen.

Aus Glanz der dunklen Brücken führt sein Pfad
Ihn einzig zu der Holden Freude,
Daß er an sie sich ganz vergeude –
Erst wenn sie barhaupt durch den Abend naht,
Dann sehen seine Augen nichts mehr streng.
Er beugt sich bebend durch des Bluts Gedräng
Zu ihren Händen, die entweichen,
Und folgt den Flüchtigen (wie über Teichen
Die Möwen in die Heimat streichen)
Mit seinem Munde bis zum dünneren Gelenk.

Ich habe mich oft gefragt, ob unsere Gedichte sich von anderen jener Epoche unterschieden oder nicht. Als Gunter Groll im Jahre 1947 die erste Nachkriegsanthologie unter dem Titel »De Profundis« publizierte, sprach er ein wenig selbstgewiß davon, daß es in Deutschland, neben der aktiven Widerstandsbewegung, viele Gruppen, Kreise und Zirkel gegeben hatte, in denen man private Lesungen veranstaltete, und von ihnen war die kulturelle Opposition gegen das Regime ausgegangen. So hätte es sein können, aber war es auch so? Jedenfalls unterschieden sich einige Gedichte in unserer Unternehmung von denen in »De Profundis«; ihr Herausgeber, der Gedichte der Verfolgten gesucht hatte, publizierte Albrecht Haushofer, Elisabeth Langgässer und – Fiktionen. Er erfand verfolgte Dichter, wie die Antifaschisten Sebastian Groll und Gregor Walden, und schrieb ihre passenden Gedichte selber dazu (das hat mir damals sein Freund Hans Egon Holthusen verraten).

Wir mußten nichts erfinden; Hans Werner Kolben war tot, und die beiden Halbjuden waren bald daran, ihre Rucksäcke für das Mischlingslager und den Zwangseinsatz in der Industrie zu packen. In einer anderen Hinsicht aber waren unsere Gedichte charakteristisch für Ort, Zeit und Sprache – in ihrer Isolation von der ausländischen Weltliteratur, wie sie die zeitgenössische tschechische Poesie nährte (ich denke an Nezval und Breton); und während Max Brod wie selbstverständlich mit Jules Laforgue gespielt hatte oder Franz Werfel mit Walt Whitman, waren wir allzu willfährige Gefangene Goethes, Hölderlins und Rilkes, nicht das Übelste in den letzten Kriegsjahren, aber nicht genug. Ein Trost jedenfalls war, daß die Gestapo nie von der Sammlung erfuhr (obwohl ein Teilnehmer den Lesezirkel denunziert hatte), und ich durch eine Reihe von

Verhören ging, ehe ich von einem Mischlingslager in ein anderes transferiert wurde. Dort blieb mir verborgen, daß W. W., der meine deutschen Gedichte gewidmet waren – ein Jahr nachdem meine Mutter in Theresienstadt verstorben war –, von einer amerikanischen Fliegerbombe bei einem Angriff auf Prag getötet wurde, nicht weit von der Jesuitenkirche, wo wir immer auf die Straßenbahn warteten. Das ist aber eine ganz andere Geschichte.